

|xs|

Chaim Noll

Thérapie



Novelle

|xs|

Ein nasskalter Maimorgen am Berliner Flughafen verändert alles. Natan – israelischer Historiker, aufgewachsen im Berlin der Nachkriegszeit – wird Opfer eines Diebstahls. Der Verlust seiner Papiere im Land der Täter reißt alte Wunden auf. Zurück in Israel bekommt Natans Selbstbild Risse. Er, der nie ein Opfer hatte sein wollen, wird von Atemnot und tiefer Scham gelähmt. Im Gespräch mit einer Psychologin beginnt eine Auseinandersetzung mit der verdrängten Familiengeschichte – und die schmerzhafteste Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit.

Chaim Noll, geboren 1954 in Ost-Berlin, war Meisterschüler der Akademie der Künste, bevor er 1980 den Wehrdienst in der NVA verweigerte und in psychiatrische Kliniken eingewiesen wurde. 1983 reiste er nach West-Berlin aus, wo er seine ersten Bücher veröffentlichte, darunter *Der goldene Löffel*. 1991 verließ er mit seiner Familie Deutschland, seit 1995 lebt er in Israel. Zahlreiche Romane und Erzählungen, zuletzt *Die Stille am Morgen nach dem Krieg*.

Chaim Noll
Therapie

Novelle

XS-Verlag

1. Auflage 2026
Originalausgabe

© XS-Verlag, Berlin 2026

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert, verarbeitet oder verbreitet werden.

Satz und Umschlaggestaltung: Silberstein Produktion
Fotografie: andrbk / Adobe Stock
Druck: CPI
Printed in Germany

ISBN 978-3-944503-35-6

*Ognuno sta solo sul cuor della terra,
Trafitto da una raggio di sole;
Ed è subito sera.*

Salvatore Quasimodo

Als der Schmerz auch am dritten Tag nicht nachließ, beschloss Natan zum Arzt zu gehen. Er wollte sich kurz untersuchen lassen und dann um Überweisung zu einem Psychiater bitten. Er wusste, dass diese Bitte Befremden auslösen würde. Und er verstand selbst nicht, warum ihn diese Sache so tief verletzt hatte. Er war auch nicht sicher, ob ihn der Psychiater verstehen würde. Oder die Psychiaterin. Denn er hoffte auf eine Frau. Unter Männern spricht man nicht gern über Schmerzen.

Doch was er spürte, war Schmerz, körperlicher Schmerz wie nach einem Schlag. Er fühlte Reue, Scham, Selbstverachtung – Regungen, die er sinnlos fand, und die ihn dennoch gepackt hielten mit eisernen Krallen. Es half nicht, dass er sich immer wieder das Offensichtliche in Erinnerung rief: Er war das Opfer eines kriminellen Delikts. Der Schmerz war Tag und Nacht spürbar, als hätte sich in seinem Innern etwas hart zusammengezogen und bliebe nun so, in dieser ungesund verfestigten, kontrahierten Form, die Pein verursachte, leichte Übelkeit, Atemnot. »Au, das tut weh!«, hatte das Mädchen von der El Al gesagt, es klang ganz berlinisch, als er knapp vor dem Abflug, viel zu spät für eine normale Abwicklung, am Schalter erschien, und ihr der Polizist in wenigen Worten erklärte, was vorgefallen war.

Natan selbst konnte vor Atemnot kaum sprechen. Sie setzte ihn nach vorn in die Business Class, weil es dort ein Mittagessen gab. Er hatte mit der Tasche auch sein Frühstück verloren, was der Polizist betonte, als wäre es sein schwerster Verlust. Später im Flugzeug, mit Blick auf das

ungerührt strahlende Mittelmeer, azurblau mit weißen Tupfen, warm glitzernd, bezaubernd, wunderte er sich, dass er trotz seiner Übelkeit essen konnte. Er aß alles auf, Salat, Hühner-Schnitzel, Obst, Kuchen, stopfte es in sich hinein wie ein Roboter, der darauf programmiert ist, unter allen Umständen seine Funktionen aufrecht zu erhalten. Beim Essen dachte er darüber nach, dass er nun doch, trotz aller Mühe es zu vermeiden, ein *Opfer* geworden war. Er hatte Opfer-Sein insgeheim immer verachtet. Schon als Kind. Beim Anhören der Geschichten von Verwandten, die »umgekommen« waren. »Warum haben sie sich nicht gewehrt?« hatte er gefragt. »Oder wenigstens versteckt? Warum sind sie nicht emigriert? Ihr sagt doch: Manche sind ›beizeiten weggegangen‹, nach Amerika, China, irgendwohin ...«

»Was verstehst du davon«, hatten die Erwachsenen gesagt, »du hast diese Zeit nicht erlebt ...« Oh, Natan verstand einiges davon. Er für seinen Teil hatte sich immer gewehrt. Er hatte gekämpft, wenn andere ihm etwas wegnehmen, ihn behindern, betrügen wollten. Was ihm öfter gegolten hatte als anderen. Warum? Weil er damals in Berlin, im zerbombten, bettelarmen, ethnisch reinen Berlin der Nachkriegszeit schon durch sein Aussehen aufgefallen war, mit seinen dunklen Augen und den fast schwarzen Locken. Inzwischen hatte man eine neue Ordnung installiert und achtete darauf, dass die Verfolgten und ihre Nachkommen korrekt behandelt wurden, doch in Wahrheit gab es überall Behinderungen. Die Eltern und ihre wenigen Freunde sprachen mit gesenkten Stimmen über »Schikanen« und »Tricks« der zuständigen Ämter. Es ging um Geld, um Rückerstattungen, aber auch um mehr. Um Wiederherstellung des Rechts. In einem Rechtsstaat gab es Mittel,

berechtigte Ansprüche durchzusetzen. Man schrieb Briefe, erhob Einspruch, nahm sich einen Anwalt. Und oft genug hatte man, wenn man geduldig war und nicht aufgab, am Ende Erfolg.

Diesmal war er der Verlierer. Er fühlte seine Schwäche, seine Wehrlosigkeit wie nie zuvor. Als sei die Feder in seinem Inneren zerbrochen, der schützende Zauber, den er um sich gefühlt hatte, der Glaube, unverletzt davon gekommen zu sein. Er saß in seinem Sessel, starrte vor sich hin, versuchte zu lesen. Zum Kuchen riskierte er eine Tasse Tee. Obwohl er fürchtete, dass ihn Tee aufregen und die Schmerzen verstärken würde. Sein Leben hatte sich verändert. Innerhalb einer Sekunde. Mit einem Schlag war alles ohne Glanz. Ohne Geschmack. Sogar der Zitronensaft, den er sich zum Tee geben ließ. Vielleicht half es, mit jemandem darüber zu reden. Mit einer Frau.

Nach außen wahrte er einigermaßen die Fassade. Am Flughafen holte ihn sein Sohn ab, in einem großen Auto, in dem Natan, im weit nach hinten geschobenen Sitz, halb liegend bewegt wurde, was ein wenig vom Druck aufs Zwerchfell wegnahm. Obwohl er sonst lieber Bahn fuhr, weil es schneller war und billiger. Doch er hätte das Bahnticket nicht bezahlen können. Er besaß keine Kreditkarte mehr, keinen Cent Bargeld.

Der Sohn erzählte, wie er vor Jahren in New York auf einer Geschäftsreise bestohlen worden war, in der Subway hatte ihm jemand seine teure Kamera geklaut, aus der Tasche, obwohl sie mit einem Reißverschluss verschlossen war. Sie fuhren von der Autobahn ab, zuerst auf die Straße nach Hebron, dann in die Palmenallee, die in ihren Vorort führte. Freitag Nachmittag, das Wachhäuschen lag verödet,

der Schlagbaum war hoch geklappt. Der ganze Ort ein Bild des Friedens. Ein paar verspätete Schüler der Highschool bummelten über den Platz mit dem Kreisverkehr.

Der Wagen hielt, Natan hievte den Koffer die Stufen der Vortreppe hoch, rollte ihn durch den kleinen Vorraum in die Küche. Seine Frau hatte Tee gekocht, starken grünen Tee aus China. Er packte aus, was im Koffer war, schmutzige Hemden, dazwischen Plastiktüten mit Geschenken, Rasierwasser für den ältesten Enkel, Lübecker Marzipan für Saskia. Kurzer Gang durch den Garten. Die gewohnten Abläufe kurz vor Shabbat bewahrten ihn vor Alleinsein und quälenden Gedanken. Er lief zur Synagoge, las *Sh'ma* und *Achtzehn Segen* wie immer, stand auf, verneigte sich, lächelte, sprach ein paar Worte mit Bekannten. Ja, wohlbehalten zurück, danke. Wie war es in Europa? Kalt. Und die Reise erfolgreich? Ja, danke, wie immer, *baruch ha shem*.

Beim Abendessen mit Saskia trank er mehr Rotwein als sonst und schlief hinterher mühelos ein. Sie waren einigermaßen guter Dinge, wie immer Freitag Abend. Ein Reflex. Sie sprachen über alles Mögliche, nur nicht über Berlin. Vor den Enkeln, am nächsten Vormittag, beim Familientreffen mit Kiddush, Süßigkeiten und Schnäpsen, rettete er sich in Scherze. Doch in der Nacht schreckte er auf und lag lange wach. Er sah immer wieder das gleiche Bild: Die leere, wie ein weißer Fleck ins Auge springende Fußbodenplatte, auf der eben noch seine Tasche gestanden hatte. Direkt neben ihm, fast in Berührung mit seinem Bein. Er hatte sich nur einen Augenblick zu den Zollbeamten hinüber gebeugt ... Und auch der Schmerz war wieder da, Kontraktion, Enge

im Brustkorb. Am Tag konnte er sich ablenken, nachts fand er sich plötzlich mit seiner Schande allein.

Schließlich, nach ein paar Tagen des Zögerns, machte er sich auf den Weg ins Zentrum des Ortes. Er eilte an blühenden Büschen, sanft klappernden Palmen vorbei, unter blauem Himmel, hügelab, hügelan, durch warme Luft, Flimmern von Licht und Schatten. Betrat den Flachbau der Krankenkasse, meldete sich bei den Mädchen hinter der hölzernen Barriere, erhielt eine Nummer, wartete zwischen telefonierenden Müttern, schreienden Kindern, Pflanzen in Töpfen, trat irgendwann ins kleine weiße Zimmer der Ärztin und äußerte seinen Wunsch. Die Ärztin, zierlich und flink, mit einer altmodischen Frisur hochgetürmter grauer Haare, untersuchte ihn, fand seinen Blutdruck »ausgezeichnet«, seine Atmung »normal«, gab die Ergebnisse in den Computer ein und erkundigte sich nach seinen Beschwerden.

»Mir ist übel«, sagte Natan.

»Kannst du das genauer beschreiben?«

»Bedrückung. Atemnot, Schmerzen in der Brust, in der Kehle. Ich komme nicht darüber hinweg.«

»Worüber kommst du nicht hinweg?«

»Dass ich ausgeraubt worden bin.«

»Ausgeraubt? Wo?«

»Auf dem Flughafen.« Und als sie ihn über den Rand ihrer grauen Brille anstarrte: »Nein, nicht hier. In Berlin.«

»Wurdest du verletzt?«

»Nicht körperlich.«

Sie klapperte kurz mit den dezent, in blassem Graugrün geschminkten Augendeckeln und forderte ihn auf: »Beschreibe deine Beschwerden.«

Er sagte, dass er sich schrecklich fühle, schlecht schlafe, nachts erwache, von Angst und Schuldgefühlen geplagt, tagsüber suchten ihn Schmerzen des Zwerchfells heim, Herzbeschwerden, er sei unkonzentriert, ängstlich, »im Denken behindert«, sein Selbstgefühl »eingebrochen«.

»Verstehe. Ich kann dir ein Beruhigungsmittel verschreiben. Und ein paar Schlaftabletten.«

»Nein«, erwiderte Natan, »keine Tabletten. Chemische Substanzen können nicht jedes Problem lösen.«

Die Ärztin blickte auf, befremdet, als hätte er laut gebrüllt. Sie fragte mitfühlend: »Aber du sagst, du hast Schmerzen ...«

»Ich muss darüber sprechen«, sagte er. »Mit einem Spezialisten. Einem Psychiater.«

Die Ärztin sah ihn stumm an.

»Es ist eine lange Geschichte. Mir ist klar geworden ... Wie soll ich sagen ... Dass es tiefere Probleme gibt.«

»Schön«, erwiderte sie, wobei sie den schmalen, hellrosa geschminkten Mund einen Augenblick mokant in die Breite zog. »Ich schreibe dir eine Überweisung.«

Das Bild der Überwachungskamera zeigte einen jungen Mann, schlank, dunkel gekleidet, mit Gucci-Baseballcap und Kapuzenjacke, der Natans Tasche fest mit der rechten Hand gepackt hatte und die Treppe hinunter lief, zum Eingang des Terminals. Kapuze und Baseballcap machten sein Gesicht unkenntlich. Nur ein schmaler Streifen Haut war zu sehen, Wangenknochen, Nase, die Augen lagen im Schatten. Die Vermummung fiel an diesem Morgen kaum auf: Es war kalt, Nieselregen, die Uhr zeigte zwei Minuten nach Neun. Der Mai dieses Jahres war verregnet und

harsch, in der Nacht hatte es »in den Randgebieten Berlins« nochmals Bodenfrost gegeben.

Das Foto war Natan nur einen Augenblick gezeigt worden. Schattenhaft, schwarz-weiß auf dem Computer-Bildschirm der Polizistin. Und auch das verstieß bereits, wie sie sagte, gegen die Vorschrift. Gegen welche? Doch er schwieg. Als Kind hatte er gelernt, dass Fragen in diesem Land als Provokation verstanden wurden. Es war besser, die Freundlichkeit der beiden Beamten, eines rundlichen Mannes und einer jungen Frau mit blondem Pferdeschwanz, nicht auf die Probe zu stellen. Sie waren von einer fast unheimlichen, indifferenten Sanftheit. Das Foto traf während der halben Stunde ein, die er bei ihnen im Büro verbrachte. Nach einem Anruf aus dem Nirgendwo, aus einem fernen Raum, in dem jemand die Bilder der Überwachungskameras sehen konnte.

Die Polizistin fragte Natan: »Eine Tasche mit Aluminiumbügel, ein Trolley?« Und als er nickte: »Schwarz?« So dass in Natan noch einmal die Hoffnung hochstieg. Er glaubte plötzlich, die Tasche sei gefunden oder, wie man im Polizeijargon sagt, »sichergestellt«, er spürte die Erregung körperlich, belebende Hormone, sein Brustkorb weitete sich, er holte tief Luft, um gleich darauf, als er die Miene der Polizistin sah, in eine Tiefe zu stürzen, aus der es keine Rückkehr gab. Heftiger Schmerz umklammerte seinen Körper, ein Gefühl von Niederlage, Katastrophe. Er wich dem Schmerz aus, indem er sich bewegte, zur Seite beugte, bis er den Bildschirm des Computers sehen konnte, und sein Gesicht zeigte so viel Verzweiflung, dass die Polizistin ihn gewähren ließ. Auf dem Bildschirm sah er den jungen Mann, Baseballcap, dunkle Jacke, Sneakers mit weißen

Sohlen, in denen er die Treppe abwärts eilte. Dieses Bild war das letzte Andenken an Laptop, Brieftasche, Lesebrille, Kreditkarten, den deutschen Pass, Bücher, sein Frühstück, und das Kuvert mit dem Geld. Die Einnahmen seiner Vortagsreise.

Natan hatte sich an diesem Morgen früher als sonst zum Flughafen bringen lassen, von Tante Betty, in ihrem japanischen Kleinwagen. Er wollte vor dem Einchecken zum Zoll-Schalter gehen und sich die Steuer-Rückerstattung für den in Berlin gekauften Regenmantel holen. Am Zoll-Schalter wurde ihm die Tasche gestohlen – den israelischen Pass und das Flugticket hielt er zum Glück in der Hand.

»Sie müssen sofort Anzeige erstatten«, hatte der Zollbeamte erklärt. Es war so ziemlich alles, was er zu dem dreisten Diebstahl direkt an seinem Schalter, unter den Augen der Staatsmacht, zu sagen hatte. Die einzigen Polizisten, die im Terminal Dienst hatten, saßen in einem Büro in der dritten Etage.

Natan kam einigermaßen atemlos dort an, halb aufgelöst vom Treppensteigen, von der überraschenden Wärme des Büros, das er betrat. Die beiden Beamten arbeiteten still, in Hemdsärmeln an ihren Computern. Er begann zu reden, kaum dass er den überheizten Raum betreten hatte. Bis zum Abflug war nicht viel Zeit.

Die Polizeibeamten nahmen die Anzeige sehr ernst. Es dauerte eine halbe Stunde bis sie alles Notwendige erfragt und in korrekter Form zu Papier gebracht hatten. Natan solle sich keine Sorgen machen, sagte der Beamte, er selbst würde ihn an allen Warteschlangen vorbei zum Gate bringen, da-

mit er die Maschine nach Tel Aviv erreichte. Natan erinnerte sich an das Blatt Papier, das er vor wenigen Tagen auf einem Berliner U-Bahnhof gesehen hatte, in Nähe der Technischen Universität, an die Wand aus hellgrünen Kacheln gepinnt, mit vier Stück Klebestreifen an den Ecken: *Laptop verloren! Student. Für mich wichtige Daten. Telefonnummer. Finder erhält Belohnung.* Natan las es im Vorübergehen, angeweht von dem eisigen Gefühl, welche Katastrophe der Verlust des Laptops für ihn wäre. Alle gespeicherten Daten, Texte, Briefe, Geheimnisse. Vielleicht war der Laptop des Studenten nicht ›verloren‹, sondern gestohlen? Doch es war klüger, dem Dieb eine Hintertür zu lassen, sogar Bezahlung in Aussicht zu stellen. Neues Geschäft einer erfindungsreichen Generation: Laptop klauen und warten, ob sich der Besitzer meldet und bereit ist, dafür zu zahlen ...

Ein Vorzeichen. Nicht das einzige. Eine der Merkwürdigkeiten des Vorfalls: Natan hatte genau das, was geschehen war, Dutzende Male geträumt. Auch im vergangenen Winter. Sobald die Flüge nach Berlin gebucht waren, fing er an zu träumen: Von Bahnhöfen, Flughäfen, wo er zuerst die Orientierung verlor, dann sein Gepäck. Er träumte, dass ihm die Tasche abhanden kam, die Tasche mit Laptop, Tickets, Pässen, Kreditkarten, dem Manuskript des Vertrags, den er halten sollte. Dass er hilflos, ohne Papiere, um sich auszuweisen, ohne Geld, ohne Kreditkarten irgendwo »strandete«.

Die Traumforschung stand vor dem bisher unlösbaren Problem, dass sich ihr Forschungsobjekt nicht beobachten ließ. Um Träume zu erforschen, gab es nur indirekte

Ansätze: physiologisch durch das Messen von Hirnströmen oder das Beobachten von Schlafenden, durch die sichtbaren Äußerungen des Traumes in Geräuschen, Körperbewegungen, Mimik. Andererseits psychologisch, durch Berichte von Träumenden und ihre Analyse, wie es Freud und Schüler taten. All das bewegte sich im Dunst der Vermutungen. Denn der Traum selbst war einzig für den Träumenden wahrnehmbar. Der Traum als eine der letzten Domänen des Privaten. Wo alles andere schon von fremden Beobachtern aufgezeichnet und kontrolliert werden konnte... Träume entzogen sich der Naturwissenschaft, die hier endlich an ihre Grenzen stieß. Weil sie etwas vor sich hatte, das es nach ihrer Logik gar nicht geben durfte: unbestreitbar real und dennoch vollkommen unberührbar.

Er fand die Psychiatrische Abteilung in einem Flachbau, zwischen blühenden Büschen und hoch gewachsenen Stauden einer Pflanze mit dem hebräischen Namen *zipor gan eden*, deren orange-blaue Blüten und breit fallende, blassgrüne Blätter dem Eingang die Nüchternheit nahmen. Ihre weit gefächerten, symmetrisch wachsenden Wedel verliehen dem grauen Beton eine Ausstrahlung, als schritte man durchs Portal eines Königspalastes.

Die Frau am Schalter, hinter Glas und Aufschrift, stellte unerwartete Fragen. Sie sprach mit schwerem russischen Akzent. Was sie fragte, klang einigermaßen sinnvoll, doch Natan beschlich das Gefühl, ihre Fragen dienten keinem anderen Zweck, als ihn aufzuhalten. Sie fragte nach Krankheiten, deren Namen er nicht verstand, nach Familienstand und Schulbildung. Seine Antworten wirkten konfus. Er wusste

selbst, dass es mit seiner Geistesgegenwart bergab ging. Nicht erst seit dem Diebstahl. Sein Hebräisch war schlechter als vor zehn Jahren. Fast alle, die er kannte, sprachen lieber Englisch mit ihm, es ging leichter, er musste nicht nach Worten suchen, konnte rasch reagieren. Hierzulande waren alle in Eile, redeten schnell aufeinander ein, niemand nahm sich die Zeit, die Wortsuche eines stammelnden Einwanderers abzuwarten. Die Jüngeren nutzten die Gelegenheit, sich in englischer Konversation zu üben. Ein Bankangestellter, mit dem er seit Jahren englisch sprach, die einzige Sprache, der er in Geldfragen vertraute, hatte sich einst im Scherz bei ihm bedankt für den kostenlosen Sprachkurs.

Vor zwanzig Jahren war es anders gewesen: Damals bauten sie das Haus in der Wüste, ein abenteuerliches, verzweifelteres Unternehmen. Für sein Hebräisch war es die beste Zeit. Er musste die Sprache täglich sprechen, sich so lange abmühen, bis er den Bauarbeitern verständlich gemacht hatte, dass der Wasserhahn einen halben Meter nach links versetzt, die Fliesen auf der Terrasse neu verfugt werden sollten. Sie gehörten zu einem organisierten Programm und mussten die jeweiligen Bauabschnitte vorausbezahlen, auf ein Treuhand-Konto bei einem Anwalt in Tel Aviv. Der Anwalt war jung, lustig, zu allem bereit, im Zweifelsfall nahm er die Seite des Bauunternehmers. Und Zweifelsfälle gab es viele. Was Natans Entschlossenheit steigerte, sich verständlich zu machen. Sogar in Geldfragen. Damals hatte er alle diese interessanten Vokabeln, all die Hohlsteine, Fußbodenplatten, Rohre, Steckdosen im Kopf. Kaum war das Haus fertig, begann er sie zu vergessen.

Auch das war neu: dass er so schnell vergaß. Je älter er wurde, umso schneller. Manche seiner Freunde sprachen

gern über die Veränderungen im Alter, doch Natan war zu dem Schluss gekommen, dass es klüger war, zu schweigen. Was nicht hieß, dass er sich immer daran hielt. Aber er nahm es nicht schwer, wenn Jüngere offen ihr Desinteresse zeigten. Man konnte das Altern als Tragödie empfinden. Doch es war eine Tragödie, für die sich niemand interessierte. Da es den meisten bevorstand, fand es niemand aufregend. Eher lästig wie eine unerwünschte, unbequeme Wahrheit.

Wessen Interesse konnte ein alternder Mann erwecken? Nicht mal das von anderen alternden Männern. Ein junger Mann war eine Möglichkeit, die Frauen betrachteten ihn mit Teilnahme, unter dem Aspekt seiner Verwendbarkeit, sei es als Liebhaber, Vater ihrer Kinder, Ehemann, sei es als Sohn, Schwiegersohn, Hilfe im Alter. Ein alter Mann war vollkommen unbrauchbar. Im günstigsten Fall konnte er reich, bedeutend, berühmt sein, von daher eine Quelle gewisser Vorteile, wenn man ihn beerbte oder von seinem Ruhm profitierte. Wie in der Erzählung von Tschechow, die Natan kürzlich gelesen hatte, über einen alten Professor, »Geheimrat und Ritter so vieler russischer und ausländischer Orden, dass die Studenten ihn ›Ikonostas‹ nennen.« Trotzdem stand er jeden Morgen auf und machte weiter, arbeitete an akademischen Werken, von deren Sinn er längst nicht mehr überzeugt war, die ihn aber am Leben hielten, halbwegs wach hielten ... Ob die Angestellte hinter dem Schalter, eine ältere Russin, Tschechows Erzählung kannte? Natan versuchte sich auf den Titel zu besinnen, während sie seine Antworten in ihren Computer tippte. Es dauerte eine Weile, bis ihm der Titel einfiel. Die Erzählung über den alten Mann hieß – wenig überraschend – *Eine langweilige*

Geschichte. Er war so glücklich über seine Leistung, dass er es halblaut vor sich hin sprach.

Die Frau sah ihn stumm an, über den Rand ihrer Brille. Mit dem tadelnden Blick einer Lehrerin. Ein Missverständnis, wie Natan im gleichen Augenblick begriff: Sie musste denken, er wollte, indem er die Formel *Eine langweilige Geschichte* vor sich hinsprach, sie und ihre Fragen kritisieren. Und er schaffte es nicht, wie früher, als sein Denken noch schnell und wendig war, etwas Heiteres, die Situation Entspannendes zu sagen. Wir haben kein Programm fürs Alter, dachte er. Man sollte sich umstellen: auf komplettes Schweigen. Die Frau, ohne ihn anzusehen, schob ein Blatt Papier über die polierte Platte. Er begriff nicht, wozu. Fragte auch nicht. »Du wirst aufgerufen«, sagte sie.

Das Blatt Papier erwies sich als Formular, das er auszufüllen hatte. Eine Forderung, die ihn seit seiner Kindheit »nervös machte«. So nannte er es bei sich, doch »Nervosität« ist eine ungewisse Bezeichnung, hinter der sich vieles verbergen kann. Was immer es war – es hatte auch an jenem Morgen im Mai eine Rolle gespielt, als er am Zoll-Schalter gestanden und ein Formular ausgefüllt hatte, ein deutsches Formular. Seine Furcht vor deutschen Formularen war ein persönliches Problem, seinen Enkeln kaum zu erklären, erst recht keinem Außenstehenden. Irgendwo in seinem Unterbewusstsein hielt sich die Erinnerung, das richtige oder falsche Ausfüllen eines deutschen Formblattes könnte schicksalhafte Konsequenzen nach sich ziehen. Wie oft hatte er seine Eltern »nervös« werden sehen über deutschen Vordrucken ... In Wahrheit traf das alles nicht mehr zu. Weder die

Macht der Behörden noch die Notwendigkeit, korrekt zu sein. Hunderttausende eben eingereiste, der Sprache kaum mächtige Fremde füllten solche Formblätter aus, täglich, in tausend deutschen Amtsstuben, eher schlecht als recht, sie machten dabei ungewisse, fehlerhafte, unwahre Angaben, ohne dass es groß Folgen hatte. Wahrscheinlich schätzte er das Land inzwischen falsch ein. Es war schwach, porös, halb aufgelöst – und er, als Letzter, sah noch immer den Schrecken darin.

Das Bild kam von selbst, jederzeit, für den Rest seiner Tage: Die beiden deutschen Zollbeamten in blassbraunen Uniformen, nebeneinander sitzend, Verkörperung von etwas Nicht-mehr-Existentem, Repräsentanten eines sich auflösenden, dabei noch immer von sich überzeugten Staates. Der schon keine Grenzen mehr hatte, keine Kontur, kein Gesicht. Beim Anblick der Zöllner dachte er: Puppen. Er dachte es noch mehrmals an diesem Morgen. Als er kurz darauf mit den Polizisten zu tun hatte. Auch sie wirkten puppenhaft, leblos, bei aller Freundlichkeit. Sie waren vorhanden, weil es sich für einen Staat gehört, dass es Zollbeamte gibt und Polizisten, doch sie handelten nicht mehr. Irgendwer hatte es ihnen ausgeredet. Sie saßen starr auf ihren Stühlen und ließen sich austricksen von raschen, beweglichen jungen Leuten, die keinen Respekt vor ihnen empfanden, nicht mal Furcht.

Tante Betty fuhr einen Kleinwagen, japanisch, sechzehn Jahre alt, gut erhalten, vollkommen intakt. Von der Versicherung hätte sie jedoch – wenn zum Beispiel spaßige junge Leute das Auto in Brand steckten – kaum tausend

Euro dafür bekommen. Dabei war es ein treues, zuverlässiges Gefährt. Betty konnte den Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Geltung eines Autos außer Acht lassen, da sie von niemandem abhängig war. Das Auto musste möglichst billig sein und möglichst robust. Nur in einem Punkt zeigte sie sich heikel: Niemals würde sie eine deutsche Marke fahren. Auch darin blieb sie ihrem Mann, Natans Onkel Leopold, über seinen Tod hinaus treu. Leopold hatte deutsche Autos nicht gemocht. »Diese Automarken sind kompromittiert«, behauptete er, »Die Nazi-Bonzen ließen sich im Mercedes herumkutschieren, die SS-Offiziere fuhren Volkswagen Kübel, er stand am Waldrand bei den Erschießungen, ein hübsches Auto, zuverlässig, adrett, wie alles, was sie machen.«

Leopold hatte seine deutschen Landsleute stets »sie« genannt. Er lebte unter ihnen, sprach ihre Sprache, verdiente deutsches Geld, zahlte Steuern an ein deutsches Finanzamt, doch er betrachtete »sie« als ihm fremde, unheimliche Wesen. Er war fünfundzwanzig Jahre älter als Natan, hatte Lager, Krieg und Hunger noch »voll abbekommen«, wie er es nannte, »das volle Programm«. Als Leopold aus dem KZ kam, war er achtzehn. Er hatte überlebt, weil er gut Klavier spielen konnte und ihn sein Gedächtnis befähigte, ohne Noten Bach oder Beethoven zu improvisieren. Und natürlich alle damals gängigen Schlager. Seine gesamte Kindheit hindurch hatte er täglich Klavier üben müssen, auf Drängen seiner Mutter, Natans Großtante von mütterlicher Seite. Er hätte das Klavierspielen gehasst, erzählte er Natan, doch seiner Mutter zuliebe jeden Tag ein paar Übungen hinter sich gebracht. »Jeden Tag eine Stunde, das war der Deal, dann konnte ich machen, was ich wollte. Mama war generös,

sie hat mir alle Jugendsünden nachgesehen. Dass ich früh mit Schicksen rumgemacht habe, auch mit unserem Hausmädchen in Wien ... Sie ist für alles aufgekommen, hat alles gerichtet, alles bezahlt, wenn ich nur die eine Stunde täglich am Klavier verbracht hab. Ich habe diese Stunden gehasst, doch ich verdanke ihnen mein Leben.«

Das Gerede von den »Schicksen« hatte Natan nie so recht glauben wollen. Leopold war nach Theresienstadt gekommen, als er sechzehn wurde, da hätte er sehr früh anfangen müssen. Obwohl es solche Jungs gab. Natan gehörte nicht zu ihnen. Er war ein Spätzünder. Das musste man in Rechnung stellen. Vielleicht hatte Leopold wirklich schon als Fünfzehnjähriger ein Verhältnis mit dem Hausmädchen angefangen – warum nicht? Fünfzehnjährige Jungs denken Tag und Nacht an Sex, und wenn es ihnen jemand leicht macht, wenn es keine Folgen hat ... Dass Leopold auf diesem Gebiet »anders tickte« als Natan, war schon an Leopolds langem Jungesellendasein zu erkennen, an den zahllosen, meist kurzlebigen Affären mit Frauen von einer Art, die Natan eher fürchtete, Frauen, die sich von Männern aushalten ließen, sie ausplünderten und dann abstießen wie Spinnen die ausgehöhlten Chitinhüllen ihrer toten Männchen. Leopold wusste offenbar mit ihnen umzugehen. Die vielen Affären hatten ihn nicht daran gehindert, gute Geschäfte zu machen und wohlhabend zu werden. Obwohl er sich nicht für besonders geschäftstüchtig hielt. »Bei Geschäften«, erklärte er, »entscheidet net so sehr die Tüchtigkeit, sondern, ob dich die Leut mögen.« Er war nach dem Krieg nach Berlin gekommen, wo seine einzig überlebende Cousine, Natans Mutter, hängengeblieben war, mit ihrem Mann, einem deutschen Juden, der gleichfalls überlebt hatte. Dieses Paar

hatte sogar Kinder. So viel Glück wirkte anziehend – auch Leopold blieb in Berlin.

Er tat dort das Gleiche wie vorher in Theresienstadt: Klavier spielen. In Kellerlokalen und Bars, in denen amerikanischen Offiziere mit ihren deutschen Mädchen die Nächte verbrachten. Wie er vorher vor den SS-Wachsoldaten gespielt hatte. »Ich war daran gewöhnt, vor Uniformen aufzutreten« sagte er. Die Bar, in der er allnächtlich am Klavier saß, war irgendwann in seinen Besitz übergegangen, auch eine zweite, dritte und noch andere Etablissements in Charlottenburg und Schöneberg. In den sechziger, siebziger Jahren genossen einige von ihnen einen legendären Ruf. »Damals wirkten leicht bekleidete Mädchen noch sensationell«, erklärte Leopold achselzuckend, »sie liefen net wie heut überall auf der Gassen herum.« Der Höhepunkt eines Abends war erreicht, wenn Leopold zwischen halbnackten Blondinen am weißen Flügel saß und mit virtuoser Beiläufigkeit eine Nocturne von Chopin zum Besten gab. In den achtziger Jahren gingen die Geschäfte zurück, vor allem seit dem Abzug der amerikanischen Truppen aus Berlin. Leopold verkaufte gerade noch rechtzeitig, zwei Jahre, nachdem er sechzig geworden war. Dabei lernte er Tante Betty kennen, die ganz anders war als die Mädchen vorher: treu, haushälterisch, gutherzig. Sie saß als Beamtin in einer Behörde, in der er wegen seiner Verkäufe zu tun hatte. Ihr gefiel der heitere, melancholische, noch immer mit Wiener Akzent sprechende Mann, vielleicht fühlte sie auch Mitleid, weil ihm zeitlebens etwas Jungenhaftes, Hilflloses anhaftete, jedenfalls heiratete sie ihn, obwohl sie gut anderthalb Jahrzehnte jünger war als er, bis dahin alleinstehend und eher misstrauisch gegenüber Männern.

Die Ehe ging erstaunlich gut. Für gemeinsame Kinder war es zu spät, das Paar schien auch kein Verlangen nach der Gesellschaft Jüngerer zu haben. Für Natan begann sich der Onkel erst zu interessieren, als dieser eines Tages erwähnte, er wolle nach Israel auswandern. Natan, damals Mitte Dreißig, hatte eine Reihe von Enttäuschungen hinter sich, Zurücksetzungen an der Universität, Ärger mit Kollegen, das immer bestehende Gefühl, benachteiligt, sogar gemobbt zu werden, weil er Jude war, auch wenn Mobbing in diesen Jahren eine allgemeine Erscheinung wurde. Er sprach davon, »eine Weile« ins Ausland zu gehen. Dabei verbarg er so lange es ging, dass er ein bestimmtes Land im Sinn hatte. Er vermutete bei Leopold wenig Verständnis für zionistische Regungen.

Leopold hatte weit draußen im Süden, in Lichtenrade, eine hübsche Villa gekauft mit großem Garten, der Preis war spürbar niedriger als in Dahlem oder Zehlendorf. Die Gegend galt als weniger vornehm, doch da ihm nicht an Verkehr mit Nachbarn oder sozialen Beziehungen lag, konnte er wohnen, wo er wollte. Wie Leopold in jüngeren Jahren umgänglich, leichtlebig, von jungen Damen und Freunden umgeben war, so verwandelte er sich im siebenten Jahrzehnt seines Lebens in einen stillen, hypochondrischen Eigenbrötler, zurückgezogen in Haus und Garten, mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigt.

»Er hat sich selbst als Kind adoptiert«, sagte Natans Frau Saskia. Sie spielte damit auf die Kinderlosigkeit des Paares an und auf Leopolds mit den Jahren immer infantiler werdenden Charakter. Sie führte die Charaktere ihrer Bekannten auf die Muster ihrer Kindheit zurück, und Leopold war von seiner Mutter verwöhnt worden, hatte sich als Junge

alle möglichen Schrullen und Launen leisten können. Und kehrte jetzt in diesen Zustand zurück. Er verbrachte seine Tage mit Klavierspiel, Lesen und kapriziösen Anpflanzungen in seinem Garten. Wie er barsch und ablehnend gegenüber vielen alten Bekannten und Verwandten wurde, zeigte er sich in andere vernarrt wie ein Kind, wenn sie etwas taten oder konnten, was er bewunderte.

So verfiel er, obwohl er sich nie für Judentum, Religion oder alte Geschichte interessiert hatte, in regelrechtes Entzücken, als Natan begann, Hebräisch zu lernen. Die uralten Schriftzeichen begeisterten ihn, er starrte fasziniert auf Natans Hände, wenn dieser auf seine Bitte ein paar Worte in der vergessenen Sprache aufs Papier setzte und dabei »verkehrt herum« schrieb. Leopold hatte nie im Leben eine Synagoge besucht, hebräische Schriftzeichen waren ihm nicht vertrauter als chinesische. Schon seine Eltern in Wien waren so assimiliert gewesen, dass sie ihm die Bar Mizwa erließen, die viele seiner Jugendfreunde noch hatten machen müssen. Dass sie überhaupt alles Jüdische aus ihrem Leben verschwinden ließen und es nicht zu bedauern schienen. »Erst Hitlers Einmarsch«, sagte Leopold oft, »hat uns in Erinnerung gebracht, dass wir Juden sind.«

Leopold lag nicht an Familie. An den wenigen Verwandten, die ihn besuchen kamen, meist aus anderen Ländern und Erdteilen, zeigte er wenig Interesse, sie waren entweder »unkultiviert«, »geldgierig«, »unmusikalisch« oder einfach »a bissel blöd«. Natan war einer der wenigen, die er gern sah. Warum? Natan wusste es nicht. Vielleicht, weil er sich nicht groß um Geld kümmerte, statt dessen lange studiert und mehrere Sprachen gelernt hatte, nun sogar Hebräisch. Er war auch der Einzige in der Familie, der auf Leopolds

Altmänner-Gewohnheiten mit ermutigendem Interesse reagierte wie auf alles Seltsame, Bizarre bei seinen Mitmenschen. Als Literaturhistoriker wusste Natan, dass derlei in der menschlichen Geschichte eine größere Rolle spielte als alle »Gesetze«, »Notwendigkeiten« oder »historischen Entwicklungen«. Die Akteure waren Menschen, alte und junge, getrieben von animalischen Gelüsten, von Machtgier, Furcht, Menschenhass oder -liebe, jedenfalls von geheimen, kaum kontrollierbaren Antrieben, die sie hinter »Vernunft« und gesellschaftlich akzeptierten Formen verbargen.

In der Jugend ging es meist um Sex und körperliche Gewalt, um Kämpfe und Rangordnungen, später um andere Formen von Gier und Sucht. An der Schwelle zum Alter fanden ähnliche Veränderungen statt wie in der Pubertät, nur reziprok. Wie sich ein junger Mensch aus dem Kokon seines Infantilismus löste, um Anteil zu nehmen an Anderen, Freundschaft zu entdecken, sich zu verlieben, gesellschaftlich aktiv zu werden, so fiel man im Alter allmählich wieder in kindischen Egoismus zurück.

Der Onkel frönte in den letzten Jahren seines Lebens infantilen Leidenschaften wie Schokolade naschen oder in seiner Küche, eine Schürze umgebunden, verschiedene Rezepte für Wiener Apfelstrudel »mit Schlagrahm« auszuprobieren, wovon er Natan Proben vorsetzte, die dieser tapfer, aus Mitgefühl für den Älteren, bis zum letzten Krümel aufaß. Zeitlebens ein mäßiger Trinker, entwickelte Leopold in den letzten Jahren vor seinem Tod eine Leidenschaft für bittersüße, verschiedenfarbige Liköre, für Benediktiner, Grenadine, Chartreuse, Jägermeister, sogar Absinth. Er süffelte davon mehrere Gläschen am Tag, in kleinen Schlucken, nach denen er sich die blassen Lippen leckte. Die Liköre schienen

ihn innerlich zu erwärmen, in Bewegung zu bringen, seine Zunge zu lockern. Er kaufte immer mehr davon, bis ein ganzer Tisch in seinem »Salon« voller Flaschen stand. Besucher fanden schnell heraus, dass sie ihm damit eine Freude machen konnten. »Mag sein«, sagte er zu Natan, »dass ich immer ein Trinker war, bloß net dazu gekommen bin. Ein Trinker ist ein schlechter Liebhaber, und mich haben halt die Frauen mehr interessiert.« Er hielt eine Flasche mit einem grünlichen Likör gegen das aus dem Garten einfallende Licht und freute sich an der Farbe, die eine gewisse Giftigkeit verhielt. »Hat letzte Woche jemand aus Vietnam mitgebracht. Schmeckt verboten. Willst du probieren?«

Wenn er getrunken hatte, begannen seine Augen zu glitzern wie früher und er fing an, von den Nachkriegsjahren zu erzählen, die er »Berlins großartigste Zeit« nannte.

»Damals hatte es hier wirklich tolle Leute. Spekulanten, Genies, Gauner mit Witz. Erfinder aus dem Nichts. Sie haben über Nacht ein Nachtleben auf die Beine gestellt ...« Er schnippte mit den knöchernen Fingern. »Die Amerikaner waren die Seele der Stadt. Ich hätte gleich nach der Vereinigung weggehen sollen ...«

An solchen Stellen des Monologs konnte es geschehen, dass Tante Betty den Kopf schüttelte. Und sich zu einer Binsenweisheit hinreißen ließ wie: »Nicht alle Deutschen sind schlecht. Das hast du selbst oft gesagt.«

»Mag sein«, erwiderte der Onkel. »Aber sie sind nicht smart. Und nach dem Krieg waren sie unausstehlich. Enttäuscht und biestig. Nur die Amerikaner wussten mit ihnen umzugehen. Die Russen haben sich verhasst gemacht, auch die Franzosen, weil sie deutsche Frauen vergewaltigten. Die Amerikaner brachten Schokolade mit, Kaugummi, Kaffee,

Zigaretten. Sie kauften zuerst die kleinen Brüder, die Mütter. Und die deutschen Familien schickten freiwillig ihre hübschesten Mädchen zu den Amis, um auf diese Weise Frieden zu machen. Die Mädchen bekamen neue Kleider, Schuhe, Make-up, und alle waren glücklich, wenn die Tochter einen GI als Lover hatte. Er konnte sogar schwarz sein. In meine Clubs kamen immer Amerikaner mit ihren deutschen Mädchen. Fast fünfzig Jahre lang. Meine beste Zeit. Es gab noch einen großen Zapfenstreich, und dann Goodbye, Johnny ... Kennst das Lied?»

Natan konnte sogar den Refrain mitsingen, als ihn der Onkel auf dem Klavier vorspielte. Leopold nickte anerkennend, sein längliches Gesicht mit der großen, hängenden Nase und den schweren Oberlidern geriet in Vibrationen der Ergriffenheit. Bei solchen Übereinstimmungen war es nicht überraschend, dass Leopolds Testament Betty und Natan zu gleichen Teilen als Erben einsetzte, Betty mit lebenslangem Nießbrauch der Immobilien. Es war eine Regelung, die sie respektierte. Wie sie fast alles, was Leopold wollte, für unfehlbar ansah. Sie erwies sich als pietätvolle Nachlassverwalterin. Nicht mal Änderungen an der Einrichtung des Hauses nahm sie vor, lebte weiter mit den alten Möbeln, Büchern, dem Flügel, den Photographien verblichener Wiener Verwandter, Leopolds Eltern, Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, bürgerlich gekleideter, wohlgenährter, träge aus großen dunklen Augen in die Kamera blickender Herrschaften, von denen die meisten in Vernichtungslagern umgekommen waren.

Überlebt hatten nur er und seine Cousine Laetitia, Natans Mutter. Sie war in einem Nonnenkloster in der Nähe von Wien versteckt worden. Auch darüber wurde so gut wie nie